

zehrung — — — und da langte die Nachricht an von des Grafen furchtbarem Tode. — — — Man konnte ihr denselben nicht verhehlen; so vorsichtig man ihn aber auch ihr beizubringen suchte, so war der Eindruck doch bei ihrer Reizbarkeit zu erschütternd. — Sie verlangte sehnlich nach Paris. — Sie noch einmal zu sehen, Wallberg, war jetzt ihr einziger Wunsch. — Er hatte sie bisher allein noch erhalten — sie wird Sie sehen — — und — —

»D, rauben Sie mir nicht alle Hoffnung!« rief Wallberg im Ausbruche des Schmerzens. — »Nein, nein, zum Tode werde ich sie nicht wiedersehen!«

»Falsche Hoffnungen Ihnen geben wäre grausam,« erwiderte die Fürstin. — »Wir haben keine — Mar-
p ha hat keine!«

In diesem Augenblicke wurde der Fürstin angezeigt, daß die Gräfin Wallberg erwarte.

»Jetzt Fassung, Wallberg,« sagte die Fürstin zu dem Tiefgebeugten. — »Sie sind ein Mann — sind Soldat!«

»Mensch, Fürstin, ein Mensch!« stammelte Wallberg, und wankte ihr nach. Die Thüre des folgenden Zimmers war offen. Ein Lehnstuhl stand in der Mitte, und auf ihm erblickte Wallberg die schon verklärte Gestalt der Geliebten, in deren Auge ihm ein himmlischer Strahl entgegenleuchtete. An ihrem Haupte stand Fürst Wjäs mit in mit gefalteten Händen. — Als Wallberg eintrat, reichte ihm die Gräfin die blendend weiße Hand, und in ihr das Gemälde entgegen, und rief überwältigt:

»Wallberg, hier noch einmal — und dort — dort — ewig!«

Er stürzte zu ihren Füßen. — Sie beugte sich zärtlich über ihn — unwillkürlich öffneten sich seine Arme — sie sank an seinen Busen und — athmete nicht mehr.

Ihre schöne Hülle ruht neben dem Gemälde in der Todtenhalle ihrer Väter, benetzt von den Thränen derer, die im Leben ihr, und denen sie unendlich theuer war; denn auch Wallberg hat sie dahin begleitet, wohin des Vaters Bitten und das eigene Herz ihn zogen.

Die Königin Pomare.

(Biographische Skizzen.)

Vor Kurzem wurde die Königin von Taïti, Pomare Wahine, durch den französischen Contre-Admiral Dupetit-Thouars abgesetzt, welcher sodann im Namen Frankreichs von der Insel Taïti Besitz nahm.

Grausame Religions- und Parteikriege tränkten die frischen Thäler und die lachenden Ebenen Taïtis mit Blut; die Felder wurden verwüstet, die Obstbäume umgehauen, die Hütten niedergerissen und die englischen Missionäre, deren Anwesenheit die Hauptveranlassung zu diesem Unglücke war und die nach der Eroberung der reizenden Insel strebten, schlichen mit begehrliehen Blicken um ihre Beute herum.

Pomare II., der seit 1808 aus seinen Staaten vertrieben war, hielt sich auf der benachbarten Insel Timeo auf. Ermuthigt durch einige ihm treugebliebene Häuptlinge, die ihm sagten, was man immer einem

verbannten Könige sagt, daß nämlich Jedermann seine Zurückkunft mit Ungeduld erwarte, landete er 1813 zu Matawai und damals gebar seine Frau die Aïmata, die Königin, mit welcher wir unsere Leser genauer bekannt machen wollen. Damit man sich aber eine Vorstellung von den Gefahren machen könne, welche die Wiege Aïmatas umgaben, — wenn sie eine Wiege hatte — müssen wir einen Blick auf die früheren Zeiten werfen.

Pomare II. ist der erste seines Stammes, welcher die christliche Religion annahm. Wir wollen glauben, daß er diesen Schritt aus Überzeugung that, aber er würde diese Überzeugung gewiß nie gewonnen haben, wenn er nicht die Unmöglichkeit erkannt hätte, ohne Mitwirkung der Engländer seinen Thron wieder zu besteigen; — dieser Thron war damals nur ein schlech-

ter hölzerner Stuhl, den nicht einmal ein Fetz Sammet bedeckte. — Da nun aber jedes Ding seine schlechte Seite hat, so hatte sich auch Pomare dadurch, daß er dem Glauben seiner Väter entsagte, fast so viele Todfeinde gemacht, als er Unterthanen zählte. Er wurde gezwungen, 1814 von neuem sein Heil in der Flucht zu suchen und er würde wahrscheinlich seine Staaten gar nicht wieder gesehen haben, wenn die Missionäre wie das erste Mal sich begnügt hätten, seine Waffen zu segnen und für den Sieg seiner Sache zu beten. Diese Männer waren es aber überdrüssig, mit ihren Frauen und Kindern zu bivouakiren, lieferten deshalb dem vertriebenen Könige Pomare Flinten, Kanonen, selbst ein Detaschement englischer Soldaten und im Juli des folgenden Jahres sicherte ihm endlich eine entscheidende Schlacht die absolute Souverainetät Taïtis. Es ist so ziemlich die Geschichte Ludwigs XVIII., der ungefähr um dieselbe Zeit durch fremde Bajonette wieder in sein Land eingeführt wurde.

Während nun der König von Taïti seine Dynastie zu befestigen suchte, lernte er auch lesen und schreiben und übte die Vorschriften seines neuen Glaubens mit einem Eifer, dessen nur ein Neubefehrter fähig ist. Er las ganze Tage in seiner Familie in der Bibel und betete laut; wie dieser Zeitvertreib seiner Frau und Tochter gefiel, will ich nicht entscheiden. Die Frauen Taïtis büßten bereits, wenn wir uns eines Ausdrucks Chaubriands bedienen dürfen, durch zu große Langeweile, die zu große Ausgelassenheit ihrer Großmütter. Die junge Aïmata, welche in dem glücklichen Klima ihres Vaterlandes wie eine frühzeitige Blume aufwuchs, das lebhaftes, muthwillige Kind, das die Missionäre, seine Lehrer, so gern neckte, in der Kirche immer zerstreut und im Freien am ausgelassensten war, konnte sich an diese Unterhaltung durchaus nicht gewöhnen. Zum Glück für sie nahmen die Bibel und das Beten in dem Herzen ihres Vaters nur den zweiten Platz ein, denn der erste gehörte dem Branntwein und er fühlte gar oft die Einwirkungen dieses tückischen Nectars, den die Polynesier so sehr lieben. In solchen Augenblicken entfiel die Bibel fast immer seinen Händen. Ein anderes Mittel, sich dem fanatischen Vorlesen zu entziehen, war der Schlaf und die Tochter und Frau desselben benutzten dies sehr häufig, besonders da er mit seinem Vorle-

sen immer so beschäftigt war, daß er nicht merkte, ob seine Zuhörerinnen schliefen oder nicht. Schließ der König selbst in Folge von Branntweingenuss, so entschlüpfte die junge Aïmata gern, um in der herrlichen Natur Genüsse und Freuden zu suchen, die ihrem Geschmacke und ihrem Alter mehr zusagten.

So verging die Kindheit dieser Fürstin einer der reizendsten, wenn auch unbedeutendsten Inselgruppen in dem großen Ozeane. Sie war etwa acht Jahre alt, als ihr Vater starb, der einen Sohn von vier Jahren hinterließ, welcher unter dem Namen Pomare III. zum Könige ausgerufen wurde. Pomare II., der aus einem wilden Krieger ein bigotter, trunksüchtiger, friedlicher Gesetzgeber geworden war, wurde von seiner Familie wenig bedauert und sein Tod verursachte den Häuptlingen, die er unterworfen hatte, so wie selbst den Missionären mehr Freude als Schmerz. Die Letzteren hatten ihn nie dahin bringen können, gewisse Maßregeln zu ergreifen, welche die weltliche Macht in ihre Hände gegeben haben würden und sie hofften nun Alles von ihrem unschuldigen Schüler Pomare III. Aber der Verstorbene hatte den klugen Einfall gehabt, seine Schwester zur Regentin zu ernennen und diese Frau mit stolzem unbeugsamen Charakter, der ein Erbstück der Familie zu sein scheint, war den ehrgeizigen Absichten der Missionäre noch weniger geneigt. Aus diesem Grunde erklärten sie im Jahre 1824 den siebenjährigen König für mündig, damit sie von nun an in seinem Namen regieren könnten. Um den Geist des Knaben ganz nach ihrer Art bilden zu können, entzogen sie ihn seiner Mutter und nährten ihn ausschließlich mit dem Worte Gottes und der Milch der Wissenschaft. Welche Constitution könnte dem widerstehen? Am 11. Juli 1827 schlief Pomare III. mit der Bibel in der Hand ein, um nie wieder zu erwachen.

Aïmata, die ihrem Bruder folgen sollte, hatte bis dahin keine andere Rolle gespielt als die einer Wald- und Wassernymphe. Sie badete sich in allen Bächen, schweifte in allen Hainen umher und ihr Herz hatte sich bereits mehr als einer Liebe geöffnet. Die Vorwürfe der Missionäre machten auf das lebenslustige, eigensinnige, muthwillige Mädchen mit glühender Seele nicht mehr Eindruck als die unterthänigen Vorstellungen gewisser Landstände auf den regierenden Herrn; mit an-

dern Worten, sie ließ sich durchaus nicht abhalten, ihren Neigungen nachzugeben und dies lag zu sehr in den Sitten des Landes als daß man sich darüber wundern konnte. Bis jetzt hat noch keine Taitierin das Gelübde der Keuschheit abgelegt.

Nimata war vierzehn Jahre alt, als sie den Thron bestieg und sie legte ihren hübschen so wohlklingenden und romantischen Namen ab, um sich Pomare Bahine zu nennen (Bahine heißt Frau.) — Gleich im Anfange ihrer Herrschaft zeigte sie sich eben so wenig wie die ehemalige Regentin, ihre Rathgeberin, geneigt, sich der demüthigenden Vormundschaft der Missionäre zu unterwerfen und wenn sie jeden Tag ihre Autorität abnehmen sah, wenn sie eines ihrer Vorrechte nach dem andern verlor, so konnte sie sich doch damit trösten, daß sie keine Concessionen gemacht hatte; man hat ihr Alles durch List oder durch Gewalt genommen. Ihr Vater war als absoluter König gestorben, sie proclamirte man als constitutionelle Königin, denn die Missionäre hatten die Regierungszeit ihres Bruders benutzt, um die Insel mit einer Art repräsentativer Regierung zu beglücken. Dafür wurde aber auch die Königin den puritanischen Bestrebungen der Missionäre von Tag zu Tag abgeneigter und gab sich denselben zum Troste, ganz ungeschert ihren Galanterien hin. Es war dies das einzige bequeme Mittel, durch das sie sich rächen konnte, und Gott weiß es, in welcher Ausdehnung sie sich desselben bedient hat. Die Taitier sind unerschöpflich in Erzählungen von den Heldthaten ihrer Königin in der Liebe.

Es dürfte hier der Ort sein, zu erwähnen, daß Taiti von dem galanten Bougainville nicht deshalb Neu-Cythera genannt wurde, weil die Sitten daselbst verderbt, sondern weil sie natürlich und frei waren, was ein großer Unterschied ist. Wenn man reiset, wird man bald zu der Überzeugung kommen, daß die civilisirtesten Völker die verderbtesten sind. Das kaiserliche Rom war ohne Zweifel civilisirt als das republikanische; dieses hatte einen Brutus und eine Lucretia gehabt, jenes hatte einen Helio gal und eine Messalina.

Die verführerischen Taitierinnen thun also, ohne an etwas Böses zu denken und ohne zu erröthen, was andere Eva töchter, die verdorbener aber heuchlerisch

sind, nur aus Liebe zur Ausschweifung thun. Kann also Pomare Bahine, der gewiß viel vergeben wird, weil sie den Trieben ihres Herzens gehorchte, eine große Sünderin genannt werden? Sie liebt die Liebe und den Genuß wie ihre Vorfahren, deren Angedenken ihr theuer ist und die sie nicht besser ehren zu können glaubt, als wenn sie dem Beispiele derselben folgt. Die Missionäre brachte sie durch ihr sogenanntes leichtfertiges Leben in Verzweiflung. Auf Taiti, »wo die Liebe ohne Scham nicht ohne Unschuld ist,« wie Delille sagt, wurden die Sünden des Fleisches durch die starren Missionäre für Verbrechen erklärt und demzufolge durch eine Art Zwangsarbeit bestraft, wenn der Schuldige oder die Schuldige nicht eine starke Strafsomme zahlte. Wie konnte aber ein so strenges Gesetz, das überdies unmoralisch war, weil es die Ausschweifung für Geld erlaubte, auf die Königin selbst angewendet werden? Es wäre der Pomare Bahine gewiß nichts leichter gewesen, als diese strengen Sittenrichter zu vertreiben, wenn dieselben ihre Kühnheit so weit getrieben hätten, die Königin durch das Parlament absetzen zu lassen; das wagten die klugen Männer aber nicht, sondern sie begnügten sich, die sündhafte Königin mit dem kirchlichen Banne zu bedrohen. Die Königin antwortete ruhig, sie möchten thun, was sie wollten, sie kümmere sich nicht darum; da ihre Mutter und ihre Tante an dem, was sie gethan, nicht gestorben wären, so würde sie wahrscheinlich auch nicht sterben.

Es fehlt indeß dieser Königin trotz ihrem unabhängigen Charakter gänzlich an Festigkeit. Sie kennt nur flüchtige Launen und ihr Wille gibt sich nur rückweise zu erkennen. Frau in der ganzen Bedeutung des Wortes, gibt sie nie sicherer nach, als wenn sie sich sträubt, und das ist denn auch der Grund, warum der kleine Krieg, den sie mit den Missionären geführt hat, ohne Resultat geblieben ist.

Wir theilen hier einen Zug mit, der allein hinreichen würde, sie zu schildern. Als sie nach Papiiti kam, wo sie ein halbes Jahr nicht gewesen war, lautete die erste Frage, die sie an ihre Unterthanen oder vielmehr an ihre Unterthaninnen richtete, weil gerade französische Schiffe sich daselbst befanden: »sind die Franzosen galant?« Wir sind es

der Wahrheit schuldig, zu erwähnen, daß sie die Frage in energischem und deutlichem Worten aussprach, die wir hier aber nicht wiederholen können, weil sie unsern Leserinnen die Schamröthe in das Gesicht treiben würden. Pomare Bahine war mit der bejahenden Antwort, die man ihr gab, sehr zufrieden.

Obgleich Papiti, der volkreichste Ort des Archipels, wo alle Kriegsschiffe und Wallfischfahrer anlegen, für die Hauptstadt von Taïti anzusehen ist, so wohnt Pomare doch gewöhnlich in Parapa, einem hübschen Dorfe im Westen der Insel, verbringt auch oft eine ganze Jahreszeit bei Verwandten zu Eimeo und Bahine und besucht ebenfalls die andern Inseln ihres kleinen Reiches. Die Politik und die Regierungsangelegenheiten sind das Wenigste, was sie bekümmert.

Ihre Existenz würde unsern gekrönten Häuptern in Europa unerträglich vorkommen; sie lebt ohne Pracht und ohne Etikette; ihre Paläste, ärmliche Häuser von Holz, die eben so ärmlich meublirt sind, würden unsern anspruchlosesten Bürgern zu schlecht vorkommen: von ihrem Schatze haben wir nie etwas gehört; ihr Hof ist nichts als eine nicht sehr große Anzahl guter Verwandten und hingebender Freunde und sie würde gern auch ihre kleine Garde aufgeben, deren Nutzen sie nie einsehen konnte. Gleichwohl langweilt sie sich keineswegs. Sie hat tausend Mittel der Zerstreuung, tausend Mittel, sich die Zeit zu vertreiben.

Wie eine gewöhnliche Taïtinerin steigt sie des Tages mehrmals in den ersten besten Fluß, und sie braucht dabei zum Aus- und Ankleiden keine Kammerfrau. Ihr Anzug an gewöhnlichen Tagen ist ein leichter Cattun-Überwurf und in diesem geht sie einher im bloßen Haar, ohne Busentuch, ohne Strümpfe, oft auch ohne Schuhe. Sie macht nur ein wenig Toilette und zieht nur Schuhe an, die sie haßt, wenn sie Besuche von fremden Offizieren empfängt, die übrigens auch nicht viele Umstände mit ihr machen. An solchen großen Galla-Tagen erscheint sie oft in der grotesksten Verhüllung, in Putzgegenständen, die längst aus der Mode gekommen sind. Man kann das Lachen nicht unterdrücken, wenn man sie so sieht und da das Lachen in Taïti nie gemißdeutet wird, so glaubt sie, man bewundere sie, man mache ihr Complimente und die arme Frau dankt durch einen graziösen Gruß denen, die über sie spotten.

Was aber das Essen, das Spätaufstehen, das Zeitig-zu-Bett-gehen und das gute Schlafen betrifft, so sucht sie darin ihren Meister.

Am meisten gefällt an dieser Königin, daß sie sich nicht verstellte. Sie mochte sich z. B. nie einer Mäßigkeitsgesellschaft anschließen, was auch die Missionäre thaten, um sie dafür zu gewinnen.

Pomare Bahine hat einen Gemahl, der nicht König ist, einen braunen jungen Mann von den Gesellschaftsinseln, den Sohn eines ihrer ersten Vasallen. Übrigens ist sie schon zum zweiten Male verheirathet, obgleich ihr erster Mann, der zugleich ihr Better war und mit dem sie sich bei ihrer Thronbesteigung verheirathete, noch lebt. Diese Trennung von Bett und Insel geschah auf folgende Weise: Dieser erste Gemahl begnügte sich nicht, die bescheidenen bürgerlichen Funktionen des Mannes der Königin zu verrichten; er war ein energischer und intelligenter Mann und handelte, als wenn er das Staatsoberhaupt wäre. Dies gefiel nun allerdings der Königin sehr gut, die sich dabei ausschließlich mit ihren eigenen Angelegenheiten und Vergnügungen beschäftigen konnte, den Missionären war damit aber gar nicht gedient. Sie vermochten deshalb die Königin durch gewisse Manöver, die uns nicht bekannt genug sind, als daß wir sie würdigen könnten, sich von ihrem Gemahle trennen zu lassen und mit einem unbedeutenden jungen Manne, wie sie ihn brauchten, zu verheirathen. Der Erstere ist jetzt König der Insel Bahine, wo er seinem Vater in der Regierung folgte.

Die Missionäre wollen bemerken, die Souverainin besuche ihren Vasall und Better zu häufig. Sei dem nun wie ihm wolle, der Stamm der Pomare treibt sehr zahlreiche Knospen.

Ich habe von den Zerstreuungen Ihrer taïtischen Majestät gesprochen und führe hier einige derselben an. Wenn es die Witterung erlaubt — und sie erlaubt es oft — läuft sie in Feld und Wald umher und hascht die Schmetterlinge, die an den duffenden Hecken von Blüte zu Blüte flattern; ist sie ermüdet, so setzt sie sich am Ufer des Meeres im Schatten eines schönen Baumes nieder und sieht den Piroguen zu, die auf den Wogen spielen, deren Schaum mit allen Regenbogenfarben in der Sonne blizt. Oft begnügt sie sich auch mit ihren

Nachbarinnen zu plaudern und sich dabei durch einige der wohlschmeckenden Früchte zu erquicken, welche den schönsten Schmuck der Wohnungen auf Taiti bilden. Bleibt sie zu Hause, so beschäftigt sie sich mit ihren Kindern, die sie sehr liebt und mit denen sie spielt als wäre sie selbst ein Kind; auch vergift sie nie, die Hühner zc. zu füttern, was ihr ungemein zu gefallen scheint. In der Zeit, die ihr übrig bleibt, spielt sie auf einem Brummeisen, raucht Tabak, ordnet kokett ihr Haar, bindet Kränze und Sträußer, blättert in Bilderbüchern oder dreht auch die Drehorgel, die ihr Dupetit-Thouars schenkte und die sie so gut spielt wie irgend ein Leierkastenmann; oder sie führt mit einigen Cousinen, ihren Hofdamen, die kaupa, eine Art mimischen Spieles auf, das in dem Lande sehr beliebt ist, oder sie schwatzt mit ihnen, während sie alle nachlässig auf den Matten liegen. Was diese Plaudereien der braunen Prinzessinnen gewöhnlich betreffen, die sich in ihrem Benehmen wie in ihrer Sprache durchaus keinen Zwang auferlegen, brauchen wir nicht zu sagen. Die Missionäre sprechen mit Grauen davon. Berücksichtigt man nun die Zeit, welche Pomare Wahine auf ihre galanten Abenteuer verwenden muß, die ihre ernsteste Beschäftigung sind, so wird man einsehen, daß ihre Zeit ziemlich ausgefüllt ist und daß sie keine Muße hat, sich von dem Spleen plagen zu lassen.

Trotz diesem bucolischen Gemälde, das ich entworfen habe, darf man nicht glauben, daß die Tage Pomare Wahines immer goldene gewesen sind. Mehr als einmal verdunkelte sich der Horizont ihres Lebens, mehr als einmal grollte der Donner über ihrem Haupte und in diesen schwierigen Umständen erregte die Nothwendigkeit, den Sturm zu beschwören, Gefühle in ihr, die sie gern nicht gehabt hätte. Sie erkannte da, daß der eitele Titel Königin doch sehr theuer bezahlt werden müsse und wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie gewiß gern ihre Stellung mit der ihrer niedrigsten Unterthanin vertauscht.

Sie hat also das Gute und das Schlechte gekannt. Die unangenehmen Verwicklungen, welche ihr die königliche Würde verhaßt machten, wurden indeß nur durch die Missionäre herbeigeführt, welche den Fremden Ursache zu den schwersten Klagen gaben, weil sie um jeden Preis das Handels- und Religionsmonopol behal-

ten wollten. Sie kam namentlich oft in Berührung mit französischen Marineoffizieren, die fast immer Genugthuung für empfangene Beleidigungen verlangen zu müssen glaubten. Die Nothwendigkeit, an Dupetit-Thouars tausend Piaster zu zahlen, erschöpfte ihren kleinen Schatz und weil sie neuerdings nicht 10,000 Piaster an denselben Offizier zu zahlen vermochte, sieht sie sich jetzt ihrer Souveränität beraubt, denn das sogenannte französische Protectorat ist eigentlich nichts weiter als eine versteckte Besiznahme; die Königin konnte kaum über die innere Verwaltung der Insel frei verfügen. Dumont d'Urville hielt einmal eine so strenge Anrede an sie, daß sie aus Aerger darüber weinte; Dupetit-Thouars, der dies sah, neckte sie freundschaftlich, um sie zu trösten; er zog sie z. B. an den Haaren, kniff sie in die Backen zc.

Am meisten empörte es ihren Stolz, wenn sie einige Worte der Entschuldigung an Souveraine richten sollte, die sie, wie man ihr sagte, beleidigt hatte, mit denen sie sich aber durchaus vollkommen gleichstellte. Natürlich wurden diese Briefe von den Missionären geschrieben, wie alle die so biblischen, die man ihr zuschreibt und die man oft mit ihrem Namen unterzeichnet, ohne sie darum zu fragen, besonders wenn sie in London selbst ausgearbeitet wurden.

Sie schreibt indeß Englisch und Taitisch besser, als man nach ihrer, namentlich in der Geschichte und Geographie sehr vernachlässigten Erziehung vermuthen sollte. Die Missionäre, welche ihre Gründe hatten, sie in Unwissenheit zu erhalten, sagten ihr, England sei das einzige große und reiche Volk und sie mußte es wohl glauben, da sie kein Mittel besaß, die Wahrheit zu erfahren. Sie fragte deshalb einst einen französischen Offizier, ob Frankreich mehr Einwohner habe als Taiti. Ueberhaupt kann man sich keine Vorstellung von den naiven Fragen machen, die sie täglich Fremden vorlegt. Alle Länder besitzen ihrer Meinung nach Cocuspalmen, Bananen und Drangen und wie man in einem Lande wohnen kann, das keine Brodbäume hat, begreift sie nicht.

Man hat indeß nie versäumt, ihr die Ehren zu erzeigen, welche ihrem Range zukommen. Die Schiffe, welche sie besucht, flaggen und begrüßen sie mit so vielen Kanonenschüssen wie den mächtigsten König der Erde, was unter den Echos der Berge das fürchterlichste

Concert erregt, das man hören kann. Sie zeigt sich dann aber auch in dem höchsten Glanze ihrer Toilette. Ihr Benehmen gefällt der Mannschafft immer außerordentlich. Sie überhäuft die Schiffe zum Danke für den Kanonendonner mit gebratenen Schweinen und herrlichem Obst und alle Magen wissen ihr für diese zarte Aufmerksamkeit Dank.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir gestehen, daß die Taitier ihre Königin trotz deren nicht eben königlichen Benehmen und trotz dem Mangel aller Majestät oder vielmehr wegen dieses Mangels, bis zur Vergötterung lieben. Die Begeisterung und die Achtung, mit welcher sie von ihr sprechen, sind so groß, daß man sich bei uns keine Idee davon machen kann. Diese naiven Insulaner sprechen den Namen ihrer Königin fast nie aus, ohne die Hand auf ihr Herz zu legen, ja nicht selten treten ihnen dabei die Thränen in die Augen. Aus diesem Grunde sind denn auch die kleinen Reisen, welche Pomare Wahine macht, wahrhafte Triumphzüge. Ihre freudetrunkenen Unterthanen drängen sich überall um sie. In der Nacht brennen Tausende von Bambusfackeln an der Küste, auf den Bergen und in den Thälern und Jedermann ergreift begierig diese Gelegenheit, alle seine Kenntnisse und Erfahrungen in der Kochkunst aufzubieten und Leckerbissen zu bereiten.

Der Verfasser dieser Zeilen sah sie vor ungefähr fünf Jahren. Sie kam auf das Schiff, um da einen

unbedeutenden Vertrag zu unterzeichnen. Sie stand damals im 26. Jahre; ihre Züge waren ziemlich regelmäßig; sie hatte große, lebhaft, glänzende Augen, schönes Haar und die herrlichsten Zähne. In dem Gesamtausdruck ihres Gesichtes lag eine Gutmüthigkeit und Intelligenz, die für sie einnahm, und sie hatte sich ziemlich gut conservirt in einem Lande, wo der Frühling der Frauen so kurz ist; sie ist aber in Folge ihrer Organisation, ihrer Lebensweise und ihres Mangels an Sorgen vorzeitig zu dick geworden, was dem Eindrucke schadet, den sie sonst wohl machen würde und den sie früher gemacht haben muß; sie war, wenn man den Reisenden glauben darf, die sie damals sahen, eine der schönsten und anmüthigsten Frauen von Taiti.

In den mehr oder minder diplomatischen Unterredungen, welche sie mit den Fremden hat, ist sie anfangs verlegen, schlägt die Augen nieder und benimmt sich linksch; sobald man sie aber durch einige wohlwollende Worte und einige Gläser Wein oder Brantwein beruhigt hat, wird sie eine ächte Taitierin, heiter, lachlustig und hingebend. Sie schwagt dann, knüpft mit dem Ersten Besten ein Gespräch an und spricht den ganzen Tag, ohne sich darum zu kümmern, ob man sie verstehe.

Sie ist, Alles in Allem, eine vortreffliche gutherzige Frau.

Jagdabenteuer.

Von allen berühmten Jagdfreunden, deren Thaten die englischen Zeitungen der Nachwelt mittheilen zu müssen geglaubt haben, ist der Herausgeber der *Excursions, adventures and field sports in Ceylon*, der Oberst Campbell, offenbar einer der leidenschaftlichsten, unerschrockensten und glücklichsten. Wir können ihm auf der interessanten Laufbahn nicht Schritt für Schritt folgen, wollen aber seinem Tagebuche wenigstens einige seiner glänzendsten Siege über Elephanten, Büffel, Hirsche, Vögel, Alligatoren und Fische auf Ceylon entlehnen.

Auf der Fahrt nach der Insel Ceylon hat der Oberst fortwährend nach den Vögeln geschossen, die um das Schiff herflogen, oder Harpunen nach den Fischen geworfen, die im Wasser spielten. Am Vorgebirge der guten Hoffnung versuchte er, aber vergebens, sich an das Land setzen zu lassen, um einige wilde Thiere zu schießen, und gleich nach seiner Ankunft auf Ceylon überließ er sich mit einer wahren Wuth seiner Lieblingsleidenschaft. — Allerdings muß man ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinen Vergnügungen die Pflicht nie opferte; er jagte und fischte